**Zeitschrift:** Die Berner Woche
**Band:** 28 (1938)
**Heft:** 14

**Artikel:** Die Pfeife des Generals Dufour
**Autor:** Beuret-Frantz, J.
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-638083

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 07.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Die Pfeife des Generals Dufour

Novelle von J. Beuret-Frantz

Der alte Tambour-Major war eine weit über die Grenzen des Jura hinaus bekannte Persönlichkeit und ein großer, schöner Mann, der es verstand, seinen Stock hoch in der Luft wirbeln zu lassen, eine Kunst, die ihm nicht wenig Bewunderung eintrug. Er pflegte vom Abend bis zum Morgen zu rauchen und war deshalb der beste Kunde des Tabakladens. Eine Rauchwolke umgab ihn, wenn er am heißen Sonnentage im bequemen Rohrstuhl vor seinem Häuschen saß und jeder Vorübergehende unterhielt sich gern eine Weile mit dem freundlichen Greise, der, obwohl bereits hoch in den Siebzigern, noch stattlich wie eine Eiche dastand, frank und frei nach der Art der damaligen Soldaten redete und seine Antworten stets mit Humor würzte. Oft bat man ihn um die Gefälligkeit, eine Meerschaumpfeife „anrauchen" zu wollen. Als Dank dafür bekam er dann den dazu nötigen Tabak und einige gute Flaschen Wein, den er besonders hoch schätzte, wenn seine Zunge nach den unzähligen Pfeifenzügen brennend und sein Mund trocken geworden war. Das Anrauchen der Pfeifen anderer besorgte er mit gewissenhafter Kürze. Zum eigenen Gebrauch hatte er eine Pfeife aus Gips, eine Art Tonpfeife, bei den Soldaten „Nasenwärmer" genannt. Mit Vorliebe pflegte er Geschichten zu erzählen und so die Zeit totzuschlagen. „Wenn man unter Dufour gedient hat" . . . begann er jedesmal, „so weiß man, was Leben heißt, fragen Sie nur den August." August war sein Kamerad aus den Kindertagen und aus dem Regimentsleben; die Beiden widersprachen sich gerne und wetteiferten in der Kunst, unwahrscheinliche Geschichten zu erfinden: sie erzählten die Abenteuer der Grenadiere aus der Leibwache Napoleons I. und wenn es darauf ankam, die Glaubwürdigkeit einer Erzählung zu bekräftigen, so berief sich jeder auf das Zeugnis des Abwesenden.

Ich war noch ein kleiner Junge, als mir eines Tages der alte Tambour-Major begegnete. Wir plauderten ein bißchen miteinander. Als er sprach, glitt die knochige Hand des Greises durch seinen ehrwürdigen, weißen Seidenbart, den er mit einer noch anmutigern Bewegung glättete.

„Du weißt doch", redete er mich an, „daß ich unter General Dufour gedient habe?"

„So", antwortete ich erstaunt, „das wußte ich nicht, aber das weiß ich, daß der General ein tapferer Soldat und ein hervorragender Befehlshaber war."

„Außerdem", fuhr er fort, „liebte der gute General seine Leute und war durchaus populär. Eines Tages waren wir im Paradezug durch die Straßen Berns vor den Behörden vorbeidefiliert. Ich ließ meinen Stock mit Silberknopf in kunstvollen Kreisen bis zwölf Meter hoch in der Luft wirbeln, . . . weiß du, ich wollte damit nur meinem hohen Chef eine Freude bereiten."

„Und wollten auch", fügte ich schüchtern hinzu, „Ihre Gewandtheit bewundern lassen."

„Kleiner Schalk", fuhr lächelnd der Tambour-Major fort, „nun ja, nehmen wir an, daß auch das der Fall war; ich erzähle dir also weiter . . . Nach der Heerschau kommt der General auf mich zu, klopft mir auf die Schulter und sagt: „Du speisest mit uns, Tambour-Major." Auf diese Ehre war ich natürlicherweise nicht wenig stolz, fühlte mich aber im Eßsaal weniger am Platze als auf der Straße, wo ich meinen langen Stock wirbeln lassen konnte. Das bemerkte der General nach ganz kurzer Zeit, seinen Augen entging überhaupt nichts . . . Beim Nachtisch stand er auf, lehnte sich an das mächtige Kamin, das den Saal schmückte und fing an, seine Pfeife zu stopfen. Dann rief er mich an: „Du bist doch nicht immer so still, Tambour-Major, hättest Du uns eigentlich keine Geschichte zu erzählen aus dem Lande der Fichten?"

Die Erinnerung an diese längstvergangene Zeit ging dem tapferen Veteran derart zu Herzen, daß seine schalkhaften, dunklen Augen übergingen. Heimlich wischte er die Träne ab und fuhr in seiner Erzählung fort:

„Zu Befehl, Herr General", antwortete ich und stellte mich in Positur.

„Zünde zuerst deinen Nasenwärmer an." Dieser Zuspruch löste bei mir jede Beklommenheit, die Worte flossen mir nur so zu und ich erzählte folgendes:

Im Dorfe Peuchapatte lebte Frau Adolphine, eine fleißige und tatkräftige Witwe, Mutter von sieben — immer hungrigen — Knaben, für deren Unterhalt sie allein aufkam. Die einzige Hilfsquelle dieser armen Familie bestand in der Milch einer antiken, grauen Kuh, die auf den Namen Bisette hörte, und aus den Eiern einiger ehrwürdiger, launischer Hühner. Bei alledem machte die Familie einen glücklichen Eindruck.

Plötzlich aber kam es der Bisette in den Sinn, krank zu werden. Ihre breite, geifernde Zunge ging nicht mehr hin und her zwischen den Gitterstangen ihrer Krippe, ihre großen, treuen Augen wurden glanzlos . . . Will Elend ins Haus einkehren? Man pflegt das Tier schlecht und recht; sechs Tage verstreichen ohne Veränderung und dann nimmt die Krankheit zu. Was tun, um Bisette zu retten? Da kam Mutter Adolphine auf einen guten Gedanken: sie ging zum Herrn Bürgermeister, der dafür bekannt war, daß er durch geheimnisvolle Rezepte oder abergläubische Formeln Menschen und Tiere zu heilen verstand. Der wiederholten Bitte der Witwe nachgebend, begleitete er sie in den Stall, prüfte das kranke Tier aufmerksam, streichelte ihm

die Schnauze und erklärte: ‚Bedenklicher Fall, sehr bedenklicher Fall" . . . Wagte aber nicht, das baldige Ende der Bisette zu prophezeien. Dann zog er aus der Tasche ein fettiges Notizbüchlein, dessen Ecken vom häufigen Gebrauch abgenützt waren. Obwohl er überzeugt war, daß die Kuh bald sterben würde, murmelte er eine unverständliche Formel, und um der armen Frau einen letzten Hoffnungsschimmer zu geben, gestikulierte er mit dem Arm in feierlicher Weise nach dem Tiere hin und rief mit Donnerstimme: „Verrecke oder lauf", worauf er sich ernst und würdevoll zurückzog.

Tags darauf vollkommene Verwandlung. Die Kuh, die seit sieben Tagen auf der Seite gelegen hatte, stand an ihrer Krippe und suchte ihr Futter. Bei diesem Anblick läuft Frau Adolphine und holt ihr Heu; dann geht sie zum Bürgermeister, um ihm ihre Dankbarkeit auszusprechen.

Aber siehe da, als die rauhe Jahreszeit kam, wurden fast alle Bewohner des Dorfes von Krankheit heimgesucht, einer von einer Lungenentzündung ‚der andere von einem gewöhnlichen Schnupfen, und der Herr Bürgermeister entgeht dem auch nicht. Sein Fall wurde sogar sehr bedenklich. Die von größtem Dank erfüllte Frau Adolphine fragt oft nach seinem Befinden . . . und eines Tages erfährt sie, daß er im Sterben liegt. Nur ihrem Herzen folgend läuft sie ans Krankenbett, stößt die Magd fort, die ihr den Zutritt verwehren will, und sieht den Bürgermeister mit dem Tode ringen. Im brennenden Verlangen, ihn dadurch retten zu können, macht sie dieselbe Geste, die sie einige Monate vorher bei ihm gesehen hatte, und ruft mit starker suggestiver Stimme: „Krepiere oder lauf" . . . Da bekam der Kranke einen derartigen Lachanfall, daß das Eitergeschwür in seinem Halse platzte und er augenblicklich frei wurde. Die Witwe aber, in der festen Ueberzeugung ihre Dankbarkeitsschuld dem Wohltäter gegenüber beglichen zu haben, rief fröhlich aus: „Der Herr Bürgermeister hat die Bisette gerettet, da war ich ihm das doch schuldig."

„Damit, Herr General, ist meine Geschichte zu Ende."

„Bravo, Tambour-Major, deine Erzählung ist reizend. Und weil heute dein letzter Tag im Dienste ist, so nimm diese Pfeife zum Andenken an mich mit."

. . . Und der gute General überreichte mir dies Geschenk, das ich in ehrfurchtsvoller Rührung entgegennahm . . .

In der Familie des Tambour-Majors wurde diese Pfeife des Generals Dufour mit großer Pietät aufbewahrt. Vielleicht existiert sie immer noch; eine nahe Verwandte des Tambour-Majors ist vor einigen Jahren als Hundertjährige in Chaux-de-Fonds gestorben. Man nannte sie die „Großmutter Marie" und sie, sagte man, bewahrte jene historische Pfeife getreulich auf.

# „Seither . . ."

Von Simon Gfeller

„Sackerment noch einmal, daß man sich auch so einfältig verklappern kann!" schimpfte ich mich in Gedanken selbst aus und hastete durch den Wald hinauf. „Jetzt geht mir die Sonne unter, bevor ich auf der Höhe oben bin, und die Berge sind so wunderbar nahe und klar, der Goldschein liegt wohl schon auf den Schneeflächen, und die Wälder träumen im Sonnenglanz — schade, schade!" Da schlug's unten an der Dorfkirche die sechste Stunde. Ich atmete auf und verlangsamte meine Schritte; denn Mitte September legt die liebe Alte ihr müdes Haupt erst eine halbe Stunde später auf das dunstblaue Jurakissen.

Droben auf der Anhöhe traf ich den alten Sonnhalden-Daniel. Unter dem großen Nußbaum saß er auf der Ruhebank und guckte über Land. Ueber dem andächtigen Schauen war ihm die Pfeife erkaltet.

„Ich tät auch ein wenig abstellen, Schulmester," rief er mich an und streckte mir die Hand entgegen.

„Hab' mich schon weit unten auf den Ausblick gefreut", gab ich händeschüttelnd zurück, streifte den Kommissionen-Rucksack von den Schultern und setzte mich zu ihm. Denn wir kennen einander, der Daniel und ich, und mögen einander.

„Wirst denken: Ein Bauer — und hat Zeit, der Sonne nachzugaffen." Lächelnd sagte er's.

Ich beruhigte ihn. „Hast deinen Lebensacker fleißig bestellt wie selten einer! Wer wollte dir verwehren, den Rücken zu strecken."

Er drauf: „Es arbeiten noch viele, die älter und gebrechlicher sind als ich, bis in alle Nacht hinein und wenn's pressiert, bin auch ich noch bei der Spritze. Nur wenn's so schön ist, leg' ich das Werkholz früher weg und gönne mir ein freies Halbstündchen. Es war auch nicht immer so. Früher hatte ich keine Augen für diese Pracht. Aber seither . . . seither . . ." Er verstummte, und sinnend ruhten seine Blicke auf der sonnbeglänzten Landschaft.

„Was ist's mit dem Seither?" fragte ich behutsam; denn ich witterte ein Erlebnis, und von Alten, Erfahrenen hör' ich fürs Leben gern erzählen.

„Bin kein Erzähler, kann's nicht dartun wie man sollte", entschuldigte sich der Alte bescheidentlich, „aber berichten, wie es kam, daß ich so vieles anders anschauen lernte, kann ich dir doch. Nur — — schreib's dann nicht etwa auf!" zwinkerte er mich an.

Jä, jä", lächelte ich, „versprechen kann ich nichts. Wenn's mir gar zu gut gefällt, was du erzählst, könnt' ich's doch nicht halten."

„Wird nicht der Fall sein, ist gar nichts besonderes. Nur für mich . . ." er suchte nach Worten. „Also es ist dreizehn Jahre seither, da hat's mich geschüttelt. Ich mein', bis dorthin hab' im Halbschlaf gelebt. Dann kam die böse Nacht und die böse Woche. Mitten in der schönsten Maienzeit drin. Meine Frau war schon einige Tage nicht recht zu Paß. Wir steckten aber über Hals und Kopf in der Feldarbeit. Es war ein Jasten und Jufeln, neben dem nichts anderes Platz hatte. So achteten wir uns ihrer Klagen denn nicht viel, meinten, das gehe vorüber. Todmüde legte ich mich abends zu Bette und schlief wie ein Brett. Jetzt in einer Nacht hör' ich meine Frau angstvoll rufen: „Daniel! Daniel!" Ich fahr' in die Höhe. „Was ist?" frage ich, noch ganz schlafsturm. „Ich glaube, ich muß sterben", keucht sie, keucht und keucht und kann den Atem nimmer finden. Ich im Satz vom Bett herunter: „Herr Jesus Gott!" und zu ihr hin. Sie, auf dem Bettrand sitzend, am Ersticken, klammert sich an mich: „Hilf, hilf!" Ich leg' den Arm um sie, und wie ich das tue, spür' ich, daß sie bachnaß ist vom Angstschweiß, und daß ihr Herz unsinnig klopft. Wie eine Dengelmaschine hämmert es, aber nur ein paar Sekunden, dann setzt es aus und krampft und droht stillzustehen, dann wieder ein Anlauf, so ein verrückter, daß auch ich nichts denken kann als: Das ist der bittere Tod. Und ist mir gewesen, als sei mir mit einem Mal aller Sinn, alle Kraft und aller Mut unten ausgeronnen. Nichts anzufangen weiß ich, als sie in den Armen zu halten. Jetzt endlich fährt mir durch den Kopf: „Licht! Licht!" Ich sag's und taste nach den Hölzlein und will anzünden. Brechen mir die Hölzlein eines nach dem andern, und bei einem Haar hätt' ich das Nachtlämpchen hinuntergestoßen. Ich kratz' und kratz', und auf einmal wird Licht, und ich seh' den ganzen Jammer und das ganze Elend ihres Zustandes. Aber die Lähmung ist aus mir und mit der Helle auch der Wille zum Wehren wieder gekommen. „Kannst einen Augenblick allein sein? Fritz muß zum Doktor." Sie sagt nicht ja und sagt nicht nein; ich zaudere ein paar Atemzüge lang — dann hinaus, durch die Küche hindurch, die Gadenstiege hinauf und mit beiden Fäusten an die Kammertür: „Fritz! Fritz! Auf, auf! Mußt den Doktor holen. Gschwind, gschwind!" Er tut einen Satz aus dem Bett, und wie ich das hör', wieder die Stiege nunter und hinein zu ihr. Ist nicht lang gegangen, kommt schon der Bub nach, nur in Hosen und Hemd, 's ist ein